

fen den vierten König in einem einsamen russischen Kloster, wo er „immer da war“. Dieses Kloster wird während des Krieges von deutschen Soldaten besetzt. Im Regiment ist ein „Sonderführer“, Sohn einer emigrierten Fürstenfamilie, dessen Vater im Kampf gegen die Bolschewiken fiel und dem der Abt des Klosters im Tod beigestanden hat. Dieses Zusammentreffen erregt die noch vom alten Ehrbegriff lebenden Offiziere, besonders, als sie das Kloster der Zivilverwaltung — gleich SS — freigegeben müssen. Das Kloster wird evakuiert. Der vierte König verschwindet in rätselhafter Nacht, der junge russische Fürst wird von Partisanen erschossen. — Auch diese Einkleidung der Kerngeschichte ist meisterhaft erzählt und dringt in die Tiefen des nur durch Gott und in Gott zu lösenden Geschickes der jüngsten Vergangenheit des deutschen und russischen Volkes.

H. Becher SJ

*Andersch, Alfred: Die Rote. Roman. (296 Seiten) Olten 1960, Walter. DM 14,80.* Die Rote, eine sprachkundige Sekretärin, ist verheiratet und unterhält zugleich ein Verhältnis mit dem Chef ihres Mannes, eines Auslandsvertreters. In einem Anfall von Überdruß verläßt sie ihren Mann in Mailand und kommt, ohne Gepäck, nach Venedig. Hier lernt sie einen reichen Iren kennen, der mit seiner Jacht unterwegs ist und in der Lagunenstadt einen Gestapomann findet, der ihn, einen abgeschossenen Fliegerleutnant, nicht zum Tod verurteilt, sondern als Spitzel in ein Gefangenenlager geschickt hatte. Sie dient dem Iren als Lockvogel, daß er den ehemaligen Gestapomann auf sein Schiff bekommt, wo er ihn vergiftet. Ihr dritter Bekannter ist ein ehemaliger Kommunist, Spanienkämpfer und Partisan, jetzt Theatermusiker. Sie wird seine Geliebte, in seiner Familie untergebracht und arbeitet in einer Seifenfabrik.

Andersch kann hervorragend schreiben, kennt sich aus in den gängigen Stilmitteln und weiß seinen Roman aufzubauen. Die inneren Monologe läßt er in Kursiv drucken. Dennoch gelten ihm die Formkünste mehr in ihrer materialen Ausdruckskraft, als daß sie wie selbstverständlich aus dem Gehalt und mit ihm herauswüchsen. Das fällt schon bei der Motivtechnik und dem leichten Ausweg einer unmittelbaren Aussage, dem inneren Monolog auf. Am meisten stößt der Schlußabschnitt eines jeden Kapitels auf, das er in der Weise des berühmten Schlußkapitels des Joyceschen *Ulysses* formt: assoziativ aneinandergereimte Worte und Halbsätze. So etwas macht man einmal; in der Wiederholung ist es schlechte Manier. Der Leser muß sich auch hier damit abfinden, daß denen, die sich Dichter nennen, nichts anderes zur Bekundung ihres

Realismus einfällt, als die Intimitäten und Perversitäten des Geschlechtslebens auszubreiten. Vorzüglich ist es Andersch gelungen, die Episode (Erzählung des Ofensetzers) als Charakterisierung der venetianischen Verhältnisse und den Besuch des italienischen Staatspräsidenten Gronchi dazu zu verwenden, das heutige Staatsleben als Abklatsch der verworrenen und innerlich verfaulten Eheverhältnisse dazustellen. Wenn der ehemalige Weltkriegssoldat und das Werkzeug hitlerischer Menschenzerstörung auftreten, ist dies schon etwas sehr Zufälliges und gewaltsam dem Roman beigefügtes Arrangement, das man nicht Kunst nennen sollte. Musik und Literatur, wechselseitig erhellt, gehören auch in den Bereich moderner Belesenheit und eines gewollten Könnens. Am meisten offenbart die Darstellung der Liebesbeziehungen die Schwäche des Romans. Im ganzen bleibt er hier bei der Diagnose. Die Überzeugung von einer tief der Menschennatur eingewurzelten Ordnung fehlt oder wird nicht sichtbar. Daß „die Rote“ als Seifensiederin wirklich ein neues und besseres Leben beginnen und finden wird, glaubt man dem Verf. nicht, ja man ist überzeugt, daß er es selbst am wenigsten glauben wird, sondern daß er nur einen billigen Abschluß sucht. So verrät der Roman wohl die Begabung des Verf.s, aber noch mehr seine künstlerische und menschliche Hilflosigkeit. Er sollte z.B. Dürrenmatts „Panne“ lesen, um den Unterschied großer und mittelmäßiger Epik zu spüren.

H. Becher SJ

*Tumler, Franz: Der Mantel. Erzählung. (237 Seiten) Frankfurt 1959, Suhrkamp. DM 12,80.*

Herr Huemer ist ein unsicherer Mensch, der sich in seinen Entschlüssen von andern bestimmen läßt, darum, voller Angst ob seiner Unschlüssigkeit, auch keine rechte Verbindung mit dem Mitmenschen findet. So läßt er sich in der Erzählung zum Kauf eines Mantels bewegen, den er in die Hand einer Mitreisenden gibt und dann, da er ihn beim Aussteigen vergißt, suchen muß. Die Mitreisende erweist sich als Diebin; er begegnet ihr, hat keinen rechten Mut, ihn zurückzuverlangen und schenkt ihr ihn dann, in aufrichtiger Freiheit. Denn er hat im Lauf dieses äußeren Geschehens seine Charakterschwäche eingesehen und rechnet nun mit ihr, was ihn ganz von der Furcht befreit, nicht als voller Mensch zu erscheinen. Ein merkwürdiger Fall, aber ausgezeichnet erzählt. Eine gewisse Unbestimmtheit, Umständlichkeit und Zaghaflichkeit der sprachlichen Form machen aus dem Ganzen ein kleines Kunstwerk, dem auch der Vorzug anhaftet, daß einmal ein neuer Stoff von einem Gegenwartsdichter behandelt wird.

H. Becher SJ